Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 8

Artikel: Tropenpraxis : Landarzt in Venezuela
Autor: Tani, Veronica
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074100

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

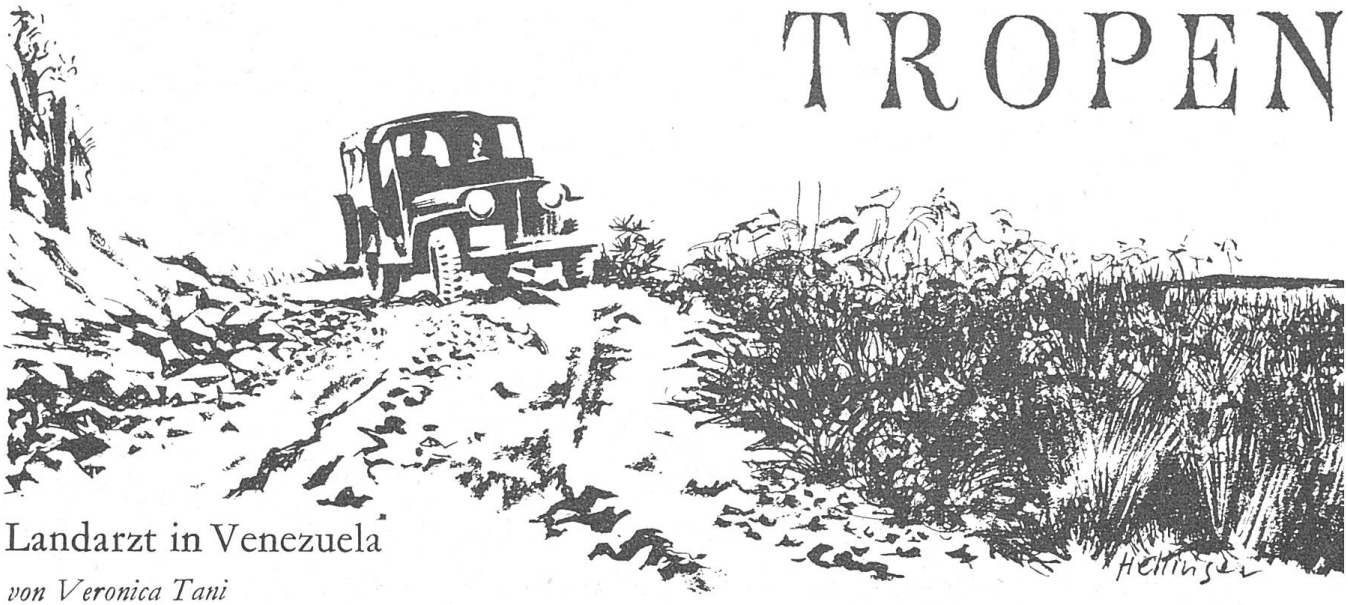
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

TROPEN



Landarzt in Venezuela

von Veronica Tani

Llanos nennt der Venezolaner die weiten, von vielen größeren und kleineren Flüssen durchzogenen Steppen, die sich zwischen dem Küstengebirgsgürtel und der Gebirgskette der Guayana über zirka 200 000 Quadratkilometer ausdehnen. Sie liegen nur wenige Grade nördlich des Äquators, sind topfeben und fast baumlos. Das Gras und die Büsche, welche ihre einzige Vegetation darstellen, weisen nur während der Periode der Tropenregen, dem sogenannten «invierno», die von April bis Oktober dauert, ein sattes Grün auf. Während der Trockenzeit, die von November bis März anhält, macht die Landschaft einen dürren und faden Eindruck. Die Eintönigkeit der Llanos wäre deprimierend, würden sie nicht von zahlreichen Vierbeinern, Reptilien und einer Unzahl prächtiger Vögel belebt.

Die Einkünfte des Llanero stammen zu 95 Prozent aus der Pferde- und Rinderzucht, die in Großgrundbetrieben riesigen Ausmaßes betrieben wird. Der Rindviehbestand beträgt ungefähr vier Millionen Köpfe, nebst 400 000 Pferden und Maultieren, ungefähr ebenso viel Eseln, 1,4 Millionen Schafen und Ziegen, einer gleichen Anzahl von Schweinen und zehn Millionen Geflügel. Nur fünf Prozent der Llaneros widmen sich dem Ackerbau und pflanzen hauptsächlich Mais, Baumwolle, Bohnen, Yuca (Maniokwurzel) und Futter an. Die hier aufgezogenen Kühe und Rinder werden in die Schlachthäuser der Städte geliefert. Für den Transport kann jedoch nur während der Trokkenperiode der Landweg benützt werden. Zur Zeit der heftigen Tropenregen, wenn große Flächen der Steppen überschwemmt, und die Straßen unbefahrbar sind, wird das schlachtreife Vieh in speziell zu diesem Zweck eingerichtete Flugzeuge verladen.

Solche Viehtransporter waren während der Regenzeit meines Gatten einzige Möglichkeit, um Patienten, an denen komplizierte Operationen vorgenommen werden mußten, rasch in die nächste Stadt zu befördern. Der Ausfall der Flugzeuge durch die Unmöglichkeit einer Landung auf der überschwemmten Wiese, die als Piste diente, hatte in einigen Fällen fatale Folgen. Der Llanero zuckt jedoch bei solchen Anlässen lediglich die Achseln und macht das Schicksal für den harten Schlag verantwortlich, so wie er überhaupt alles in die Hände des Schöpfers legt. Sage ich zu einem Llanero beim Abschiednehmen «adios» oder «hasta mañana», so antwortet er nicht mit «auf Wiedersehn» oder «bis Morgen», sondern erwidert: «so Gott will».

Daß das Schicksal oft seltsame Wege geht, haben wir selbst erfahren. Wie wäre es sonst dazu gekommen, daß ein mit zwei Staatsexamen und dem Doktorhut der Universität Zürich versehener Arzt ausgerechnet in diesem weltabgeschiedenen und menschenarmen Erdenwinkel seine Tätigkeit ausüben mußte? Trotz großartiger Verheißungen der Repatrierungskommissionen wollte mein Gatte nach Kriegsende nicht in sein Ursprungsland zurück, das unterdessen einen Teil des roten Paradieses bildete. Das schweizerische Staats-

PRAXIS

examen gab ihm als Ausländer nicht das Recht zur Eröffnung einer Praxis. Anderseits bezog er als Volontär-Assistent kein Gehalt und konnte somit seine Familie in der Schweiz nicht erhalten.

Demzufolge hatte sich Niuszko für die Auswanderung nach Venezuela entschlossen. Hier kann ein ausländischer Medicus nach Erwerbung der venezolanischen Staatsbürgerschaft – welcher keine allzu großen Hindernisse in den Weg gelegt werden – nach einigen Jahren Praxis als Landarzt und durch Ablegung zusätzlicher Examen an einer hiesigen Universität, den venezolanischen Arzttitel erhalten, worauf ihm dieselben Rechte zustehen wie seinen im Lande geborenen Kollegen. Nach unserer Ankunft hier meldete sich mein Gatte deshalb beim Gesundheitsministerium, das ihm sofort einen Posten als medico rural anbot, wobei er zwischen verschiedenen freien Plätzen wählen konnte. Je nach Zone lag die Bezahlung zwischen 1500 und 2500 Franken. Nachdem ihm bekannt war, daß die einzelnen Orte lediglich klimatische, nicht aber kulturelle Differenzen aufweisen, und er sich möglichst rasch finanziell unabhängig machen wollte, wählte er den bestbesoldeten Posten. Dieser lag mitten in den Llanos, unweit des Apure, eines Zuflusses des 2900 Kilometer langen Orinoco.

Tropenkrankheiten und Autofahrkurs

Während der zwei Monate im Spital von San Fernando, in denen mein Mann in die Behandlung von Malaria, Bilharzia, Pocken, Lepra, Elephantiasis und anderem eingeweiht wurde und nebenbei Spanisch lernte, bekam er gleichzeitig vom Ambulanzchauffeur Autofahrunterricht. Als besondere Gunsterweisung drückte ihm nach einigen Fahrstunden der Gouverneur einen Führerschein für Berufschauffeure in die Hand, ohne daß er eine Autofahrprüfung ablegen oder spezielle Gebühren entrichten mußte. Nach Abschluß des Kurses für Tropenkrankheiten stellte ihm die Unidad Sanitaria (Sanitätseinheit) einen Jeep zur Verfügung, den er zukünftig für dienstliche Zwecke benützen sollte. Nun stand dem Antritt seines Postens als medico rural nichts mehr im Wege.

Da es nach seinem Dorf weder eine regelmäßige Verkehrsverbindung noch eine rechte Straße gab, und ihm zudem der Weg dorthin unbekannt war, begab er sich nach der Plaza Bolívar, dem Treffpunkt der Bevölkerung. Einen Platz dieses Namens gibt es im Zentrum jeder Stadt und jedes größeren Dorfes zu Ehren Bolívars, des Befreiers der bolivarianischen Staaten (Venezuela, Kolumbien, Bolivien, Peru und Ecuador). Auf der Plaza befragte er die Lastwagenchauffeure nach ihrer Fahrrichtung. Unter ihnen fand sich einer, der an den Oberlauf des Apure fahren und dabei durch das Pueblo kommen mußte. Dieser erklärte sich ohne weiteres bereit, uns «ins Schlepptau» zu nehmen.

So verließen wir am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang San Fernando, die letzte Llanosstation, die das ganze Jahr hindurch auf dem Landwege erreichbar ist und auch die

letzte Stätte, die wenigstens vereinzelte Zeichen einer gewissen Zivilisation aufwies.

Bald nachdem wir die Stadt hinter uns hatten, war uns klar, daß die Fahrt sehr mühsam sein würde, denn wir befanden uns nicht mehr auf einer eigentlichen Straße. Die ausgefahrene Spur, auf der unser Jeep dahin kroch, war der Weg, welchen nach Beendigung der Regenzeit und Rückgang der Überschwemmung der erste in dieser Richtung fahrende Chauffeur eingeschlagen hatte, und dem dann alle weiteren gefolgt waren. Um zu vermeiden, daß unsere Lungen allzu sehr unter dem Staub litten, der trotz des Schneckentempos von zirka 20 Stundenkilometern von den Reifen des Lastwagens aufgewirbelt wurde, hielten wir uns immer in geraumer Entfernung von unserem Führer.

Es war anfangs März, und seit vier Monaten war kein Tropfen Regen gefallen. Die Landschaft, die sich vor uns auftat, bot mit ihren vom Gluthauch der Steppe ausgedörrten Grasbüscheln und den Gebeinen toten Viehs einen trost- und leblosen Anblick. Weit und breit war kein Haus, keine Hütte, keine menschliche Spur zu sehen. Lediglich Schwärme von Aasgeiern, die hier die Funktion von Sanitätsagenten ausüben, und deren Tätigkeit durch das Geräusch der Motoren der beiden Fahrzeuge unterbrochen wurde, zeugten davon, daß doch Leben in diesen großen Steppen sein mußte. Nur längs der Flußläufe ging das monotone Beige der Landschaft über in saftiges Grün aller Schattierungen. Dort nisteten unzählige Vögel, deren Gefieder in allen Farben aus dem Grün hervorleuchtete. Ab und zu weckten wir ein Baba (kleine Krokodilart) auf, das faul am Ufer lag und dann sogleich ins Wasser tauchte.

Bei unserem Aufbruch hatte das Thermometer 24 Grad Celsius angezeigt. Bis morgens neun Uhr war die Hitze noch einigermaßen erträglich, doch je mehr sich die Sonne dem Zenit näherte, je stärker brannte sie auf das Dach des Jeeps nieder und trocknete unbarmherzig unsere Kehlen aus. Um die Mittagszeit sind Temperaturen von 36 bis 40 Grad Celsius normal. Nach vielen Stunden mühsamer Fahrt auf diesem Weg, der nur mit Lastwagen oder Jeeps befahrbar ist, tauchte am Horizont endlich unser Dorf auf.

Unser pueblo llanero (Llanosdorf)

Viele der Wohnstätten des Dorfes waren Erbarmen einflößende Hütten, deren Wände aus Lehm geformt und mit Bambusstangen durchzogen waren. Die aus Blättern von Bananensträuchern geflochtenen Dächer beherbergten Schwärme von Mosquitos. Andere aber waren wenigstens mit weißem Kalk übertüncht und bestanden nicht nur aus einem, sondern aus mehreren Räumen. Einige hatten sogar einen schattigen Hof mit herrlichen Tropenpflanzen und Blumen, die aus alten Konservenbüchsen hervorguckten.

Eine kleine römisch-katholische Kirche zeugte davon, daß die etwas mongolisch anmutenden, leicht schlitzäugigen Indios und Mestizen (Kreuzung zwischen Indios und Weißen), die unseren ersten Dorfrundgang vom Eingang ihrer Hütten aus beobachteten, Christen sind. Gegenüber dem Schulhaus, dem Jahr und Tag kein Lehrer vorstand, hatte die Kirche wenigstens den Vorsprung, daß einmal im Jahre ein Priester darin Messe las. Wenige Wochen nach unserer Ankunft, zu Ostern, bimmelte das Glöcklein von morgens früh bis abend spät, denn während der Anwesenheit des Paters wurden sämtliche während des Jahres geborenen Kinder getauft, und alle während der letzten zwölf Monate zivil geschlossenen Ehen erhielten den kirchlichen Segen. (Der Geistliche war zwar weit mehr beschäftigt mit Taufen als mit Trauungen, nachdem ungefähr drei Viertel aller Paare im Konkubinat lebten.) Der Tod wartete jedoch nicht auf die Osterwoche, und die seit dem letzten Besuch des Padre verstorbenen Llaneros hatten der letzten Ölung entbehren müssen.

Der weltliche Herr aller Bewohner des Dorfes und seiner Umgebung war der Alcalde, der Präfekt, der mit seinem Stab in der Präfektur saß, dem einzigen Gebäude, das Zeuge davon war, daß der Arm der Zivilisation bei gutem Willen sogar bis in ein vergessenes Dorf reichen kann. Um auch bei den Überschwemmungen während der Regenzeit nicht ganz von der Welt abgeschnitten zu sein, obschon dann wenig Möglichkeiten für eine konkrete Hilfe von außen bestehen, war ein Telegraphenbüro vorhanden, in welchem ein Telegraphist amtete, der mit zur Elite des Dorfes zählte. Die Schweißtropfen, die ständig auf seiner Stirne perlten, und die er immer wieder mit schneeweißen Taschentüchern abwischte, waren zwar nicht auf Arbeitsüberhäufung zurückzuführen, sondern nur auf die Muffigkeit seines feuchtheißen Amtshüttchens.

Das Spital

Zweifelsohne, das meist besuchte Gebäude des Ortes war das Spital, denn zu seinen Klienten zählten alle Einwohner – Schreibkundige und Analphabeten – und sogar diejenigen, welche zuerst die Konkurrenz des Arztes, die Kurpfuscher, aufsuchten.

Die Klinik unseres Pueblo glich nicht im Entferntesten dem, was sich ein Schweizer unter einem Spital vorstellt. Vor uns stand ein aus getrocknetem, gestampftem Lehm gebautes Haus, dessen Wände innen und außen mit Kalk übertüncht waren. Weder Holztüren noch Glasfenster waren vorhanden. Alle Mauerunterbrechungen waren mit Fliegengittern bespannt, die auf Bambusrahmen aufgezogen waren. Wie das der gegenüberliegenden Kirche, so war auch das Dach des Spitals aus Wellblech. Das Hospital stand an einem viel begangenen, im Sommer sehr staubigen, im Winter schlammigen Weg und zählte nur fünf Räume, nebst Küche und Bad.

Der erste Raum, den wir betraten, war das Wartezimmer, ein kleiner – wie wir bald erfahren sollten, immer überfüllter – Raum mit ein paar Stühlen und Bänken, deren Sitze mit Tierhaut überzogen waren. Es war durch eine Fliegengittertüre mit dem Sprechzimmer verbunden, dessen Möblierung nicht viel besser aussah. Immerhin war nebst einer Couch auch ein Schrank für Instrumente und Medikamente vorhanden. Diesen stellte mein Gatte bereits am nächsten Tag vor die Verbindungstüre, damit er ungestörter und von den Wartenden unbeobachtet arbeiten konnte. Das Gestell mit dem Waschbecken und den Handtüchern wies deutlicher als jeder Kommentar darauf hin, daß kein fließendes Wasser vorhanden war. Von der Decke baumelte jedoch verheißungsvoll eine Glühbirne, die auf elektrischen Strom schließen ließ. An dieses Sprechzimmer, das zugleich Operationssaal und Arbeitsraum des Arztes war, grenzte ein Krankenzimmer für männliche Patienten. Die weiblichen, gleichgültig, mit welchem Übel sie behaftet waren, mußten die Maternidad mit den gebärenden Müttern teilen. Die Kinder wurden je nach Geschlecht im einen oder andern Saal untergebracht. Des weiteren gab es einen Aufenthaltsraum für das Spitalpersonal, der zugleich als Eßzimmer für dieses diente. In der Küche stand ein mit Petrol in Betrieb gehaltener Kühlschrank. Über der Dusche des Badezimmers war ein großer Wasserbehälter angebracht, der immer wieder mittels in Kübeln hergebrachten Wassers frisch aufgefüllt wurde. Unser erster Eindruck vom künftigen Arbeitsplatz meines Gatten war zwar nicht erhebend, doch konnten wir wenigstens feststellen, daß es bei aller Primitivität nicht an der notwendigen Sauberkeit fehlte. Alles war blitzblank gescheuert.

Das Personal

Auf dem Rundgang hatte uns die Oberschwester, eine Mestizin, begleitet, die seit dem Weggang des Vorgängers meines Gatten dem Spital vorgestanden hatte. Sie stellte uns nun dem restlichen Personal: zwei Hilfsschwestern, einer Köchin und einer Putzfrau vor, alles Indiomädchen. Dazu kam noch ein Zambo (Mischblut Indio-Neger), der als Mädchen für alles fungierte. Ausgesprochen aufgeweckt sahen diese Hilfskräfte nicht aus, doch machten sie wenigstens einen sauberen Eindruck.

Daß sogar der aus den niedrigen Volksschichten stammende Venezolaner viel größeren Wert auf körperliche Sauberkeit legt als viele Europäer seines Standes, war uns bereits in San Fernando aufgefallen. Das Wasser an den Dorfbrunnen wird von Kindern und Erwachsenen in Blechbehälter abgefüllt und in die elendesten Ranchos getragen. Dort wird es in leere Benzinfässer gegossen, die als Waschtröge und Badewannen dienen. Wenn diese Leute aus ihren Lehmhütten herauskommen, sind sie nicht nur an sich selbst sauber, sondern tragen auch immer frische Wäsche, der die Sonnenstrahlen beim Trocknen zu blendendem Weiß verholfen haben.

Das Schulwohnhaus

Nachdem unsere Besichtigung zu Ende war, führte uns der Alcalde, der sich inzwischen im Spital eingefunden hatte, zum Schulhaus und erklärte dieses zu unserem Wohnsitz. Wie wir später erfuhren, war diese Schule einmal mit dem löblichen Vorsatz erstellt worden, dem Analphabetismus im Dorfe auf den Leib zu rücken. Sie wurde in der Folge jedoch nicht ihrem Ziele zugeführt, weil das Gehalt eines Lehrers nicht mehr im Budget Platz hatte. Deshalb sah sie neu aus und war nebst dem Regierungsgebäude wohl das beste architektonische Stück des Dorfes. Zwar bestand sie aus

einem einzigen Raum (der Abort lag weiter hinten im rückwärtigen Teil des Gartens), hatte jedoch im Unterschied zu den Wohnhäusern der Bevölkerung nicht einen Boden aus bloßer Erde, sondern aus Beton, Mauern aus Zementblöcken, eine Kartondecke und ein Wellblechdach. Die Fenster waren, wie die des Spitals, aus Fliegengitter. Die Türen bestanden aus demselben Material und hatten als Verschluß lediglich einen Haken, was sich später einmal verhängnisvoll auswirkte, da mitten in der Nacht ein Dieb ins Zimmer eindrang und die Hosen meines Gatten samt Portefeuille mit Inhalt wegtrug.

Im einzigen Raum unseres neuen Wohnsitzes gab es kein einziges Möbelstück, und im Dorf konnte man auch keine solchen erstehen. Um die erste Nacht in unserem Pueblo nicht auf dem Boden liegend verbringen zu müssen, durchstreiften wir noch im Laufe des Abends die bodegas und kauften Hängematten, die uns fortan Betten und Stühle ersetzten. Ein mitgebrachter Überseekoffer diente als Tisch. Der Zambo Chucho schlug einige Nägel in die Wand, damit wir die Kleider aufhängen konnten. Wie im ganzen Dorf, so gab es auch im Schulhaus kein fließendes Wasser, wohl aber Licht. Wo sollten wir duschen, wo unsere Wäsche waschen, wie kochen können? An diesem ersten Tag badeten und aßen wir im Spital, und einfachheitshalber blieb es auch weiter dabei.

Die Tropenpraxis

Anderntags mußte mein Gatte sofort seine Tätigkeit im Spital aufnehmen. Es hatte sich herumgesprochen, daß endlich wieder ein Arzt im Dorfe sei, und so fand er schon morgens früh eine große Anzahl von Leuten im Wartesaal vor. Die Zahl der Kranken nahm im Laufe der Wochen und Monate nicht ab, sondern eher zu. 40 bis 50 Männer, Frauen und Kinder warteten täglich darauf, behandelt zu werden. So dehnte sich die Arbeitszeit meines Gatten oft bis in die Nachtstunden aus. Zudem hatte der große Zulauf zur Folge, daß er jedem einzelnen nur wenig Zeit widmen konnte, worunter die Gründlichkeit der Untersuchungen litt. Auch fehlte ein Laboratorium mit einem Laboranten. Wenn mein Mann sich zu Harn-, Stuhl-, Blut- oder andern Untersuchungen entschloß, mußte er sie selbst mit seinem eigenen Mikroskop vornehmen, was eine zusätzliche Belastung bedeutete. Zudem erleichterten die Patienten ihm die Stellung der Diagnosen kaum. Mein Gatte hatte zwar den Ruf eines guten Diagnostikers, doch auch solchen fällt ihre Arbeit leichter, wenn sie sich zu den eigenen Beobachtungen hinzu auf gewisse Angaben der Patienten stützen können. Viele der Llaneros konnten nicht einmal Daten über ihr Alter geben. So stand beispielsweise eine Frau vor meinem Mann, die offensichtlich dreißig bis fünfunddreißig Jahre alt war, aber behauptete, sechzig zu sein. Ein älterer Mann gab an, zur Zeit der Regierung des Generals Gómez geboren zu sein – Gómez regierte mit kurzen Unterbrüchen von 1908–1935! Auf die Frage nach früheren Leiden zuckten die Patienten die Achseln und gaben keine Auskunft. Fragte er: «Wo tut es Ihnen weh?», so erhielt er den Bescheid: «Im Bauch.» Bei der Untersuchung stellte sich dann heraus, daß dieser «vientre» ebenso gut Hals, Brust, Lungen, Magen, Leber oder Oberschenkel bedeuten konnte!

Auch das Spitalpersonal erleichterte die Aufgabe meines Gatten nicht besonders. Die Ausbildung der Oberschwester bestand zum Beispiel darin, daß sie früher einmal als Hilfskraft in einem Krankenhaus tätig gewesen war. Sie wußte aber von Krankenpflege kaum mehr als eine Schweizer Hausfrau, die einige Sanitätskurse mitgemacht hat, oder als ein Sanitätssoldat der Armee. Immerhin konnte man ihr wenigstens anvertrauen, Verbände zu machen und zu wechseln, Wunden zu desinfizieren, Injektionen zu geben und sich als Hebamme zu betätigen, was bei der Gebärfreudigkeit der Llaneras nicht zu unterschätzen war. Die andern Schwestern hatten noch nie eine Spritze zu einem andern Zweck in den Fingern gehalten, als um diese auszukochen. Mein Gatte lehrte sie in der Folge subkutane, intramuskuläre und intravenöse Injektionen zu machen, indem er selbst als Versuchskaninchen hinhielt.

Ein weiteres Problem bildete die Spitalköchin. Als Vorsteherin einer Hatoküche hätte sie vorzüglich getaugt, denn sie verstand es, aus der kleinen Auswahl an Lebensmitteln ein schmackhaftes Criolloessen zuzubereiten. Von Diätküche hatte sie aber in ihrem Leben noch nie etwas gehört. Daß Leuten, die an schwerer Dysenterie oder Magengeschwüren leiden, keine Milch und keine fetthaltigen und stark gewürzten Speisen zu verabreichen sind, mußte ihr erst beigebracht werden. Als sie jedoch begriff, daß die Diätküche weniger Arbeit verur-

sachte als ihre komplizierten Gerichte, war ihre anfängliche Resistenz bald gebrochen.

Zu den mannigfaltigen Problemen mit dem Personal reihten sich noch diejenigen mit dem Magazin des Ministeriums. Sandte mein Gatte eine Liste, auf der die benötigten Heilmittel, Verbandmaterial und so weiter aufgeführt waren, an die Sanitätseinheit, der er unterstand, zur Weiterleitung an das Magazin, so mußte er gewärtigen, bis zum Eintreffen des Materials verschiedene Monate warten zu müssen. Zudem kam dann oft nur gerade das, was derzeit dort vorhanden war. Es kam auch vor, daß die Medikamente in ungenügenden Mengen geliefert wurden, wie zum Beispiel der Impfstoff gegen viruela. Als dann einige Fälle von Windpocken auftraten, war nur Serum zur Impfung von 80 Prozent der Bevölkerung vorhanden. Die restlichen 20 Prozent waren schutzlos, und die Zahl der Erkrankungen dementsprechend hoch. Da es ein zu heikles Unterfangen gewesen wäre, den wahren Grund des Fehlens von

Der kleine Familienfilm

1) Seufzt, es gebe keine andere Familie, die Wohnzimmer immer wieder in solche Unordnung bringe.

2) Bittet Alice, doch sofort ihre Malsachen vom Schreibtisch zu nehmen, wo sie Weihnachtskarten kolorierte.

3) Legt eigene Näharbeit weg und räumt Pfeife, Tabakbeutel und eine Flut von Quittungen vom Sofa fort.

4) Trägt photographische Sonntagsbeilage hinaus, die merkwürdigerweise vom Keller wieder herauf gekommen ist.

5) Ruft Max, sie habe ihn hundertmal gebeten, sein Saxophon und die Turnschuhe jeweils zu versorgen.

6) Holt Hammer vom Klavier, wo Mann ihn hinlegte, nachdem er Vorhangschiene montiert hatte.

7) Hält Familie Vortrag über Untugend, dauernd Sachen an unpassendsten Orten im Wohnzimmer liegen zu lassen.

8) Rede wird unterbrochen durch Schrei von Mann, der sich auf einige Stecknadeln ihrer Näharbeit gesetzt hat, die sie auf Lehnstuhl abgelegt hatte.

genügendem Impfstoff bekannt zu geben, mußte eben der Arzt die Schuld tragen.

Dies war nicht der einzige Fall, in welchem mein Gatte nicht für seine eigenen, sondern für die Unterlassungssünden anderer büßen mußte. So standen ihm beispielsweise zu Beginn seines Amtsantrittes fast keine Instrumente außer seinen privaten zur Verfügung. Auch in der Folge wurden nur wenige geliefert. Nicht nur durch das Fehlen geeigneter Assistenten, sondern auch dadurch konnte er nur kleinere Operationen selbst ausführen und mußte Patienten, an denen größere Eingriffe vorzunehmen waren, ins nächste große Spital einliefern. Zur Trockenzeit war der Krankentransport kein unüberwindliches Problem, konnte man doch San Fernando mit Jeep oder Lastwagen in weniger als einer Tagesreise erreichen. Während der Regenzeit sah jedoch die Situation weit weniger günstig aus. In akuten Fällen war dann an eine Einlieferung ins Bezirksspital nicht zu denken, wenn nicht ausnahmsweise gerade ein Viehtransporter landete und als Ambulanz benützt werden konnte. Ein Schwerkranker hätte wohl kaum einen zweitägigen Transport auf dem Rücken eines Pferdes, das durch tiefsten Schlamm waten muß und anschließend eine mehrtägige Fahrt in einem Kanu auf dem reißenden Apure überstanden.

Daß ein Arzt infolge ungenügender Ausrüstung an Instrumenten und mangels geeigneter Assistenten keinen großen chirurgischen Eingriff wagen kann, verstanden nur die gebildeteren Indios. Diese wußten aber auch, daß eine gepflasterte Landungspiste und eine stets bereitstehende kleine Flugmaschine die notwendige Hilfe immer rechtzeitig hätte bringen können.

Die Hausvisiten

Nebst der Betreuung der Kranken, die im Spital lagen, und der Behandlung derer, die täglich in die Sprechstunden kamen, hatte mein Mann auch noch Hausbesuche zu machen. Zufolge des vollständigen Fehlens eines Telephondienstes und der Gewohnheit der Llaneros, auch in vorgerücktem Krankheitsstadium und mit hohem Fieber persönlich im Spital zu erscheinen, waren diese allerdings nicht so zahlreich wie diejenigen, die ein Dorfarzt in der Schweiz täglich vornehmen muß. Dafür waren die Distanzen, die für Hausbesuche zurückzulegen waren, unverhältnismäßig viel größer. Im Sommer benützte er zu diesen Hausvisiten den Jeep. Die holprigen Wege, die nur eine maximale Stundengeschwindigkeit von 40 Kilometern zuließen, trugen viel dazu bei, daß die Reparaturen sehr zahlreich waren. Da keine mechanische Werkstätte, nur ein Ersatzteillager, vorhanden war, wurde mein Mann nebenberuflich und gezwungenermaßen auch zum Mechaniker. Die Sanitätskiste, die er nebst der Werkzeugkiste mit sich führte, enthielt so ziemlich alle in der Spitalapotheke vorhandenen Medikamente.

Im «invierno» war er weit schlechter ausgerüstet, denn dann war sein Beförderungsmittel auf ein PS reduziert, und auf einem Pferderücken hat nebst dem Reiter bei weitem nicht so viel Platz wie in einem Fahrzeug. Diese Gänge während der Regenzeit zu Patienten auf weit entfernten Höfen oder Weilern gehörten zu den unangenehmsten Seiten des Amtes. Im Khakianzug, ausgerüstet mit Gummistiefeln, die bis zu den Knien reichten, bestieg er jeweils einen Gaul und gesellte sich zum Reiter, der gekommen war, um ihn zu avisieren und an das Lager eines Kranken zu führen. Im «invierno» waren sogar die Straßen des Dorfes mit Schlamm überschwemmt. Auf offenem Feld jedoch reichten Wasser und Morast oft bis zum Bauch des Pferdes. Vorsichtig tasteten sich dann Reiter und Tiere vorwärts in diesem uferlosen Schlamm-Meer. Strecken, die man zur Sommerszeit im Jeep in kurzer Zeit zurücklegte, verschlangen dann endlose und gefahrvolle Stunden. Am Ziel angekommen, von Kopf bis Fuß mit Kot bespritzt und müde bis zur Erschöpfung, mußte sich mein Gatte immer erst gründlich baden, worauf er in geliehene Kleider und bereitgestellte primitive Stoffschuhe mit Ledersohlen schlüpfte. Dann erst konnte er sich am Krankenlager präsentieren.

Während mein Gatte den Kranken untersuchte, Arzneien verabreichte und Instruktionen für dessen weitere Behandlung erteilte, wurden seine Kleider und Wäsche gewaschen und an eine Leine gehängt, wo sie an der Sonne in kürzester Zeit trockneten. Anschließend an die Behandlung des Patienten wurde ihm in den Hatos immer ein reichliches Mahl vorgesetzt. In den Hütten der Armen wurden ihm Kaffee und Maiskuchen gereicht. Trotzdem auch seine Hausvisiten unentgeltlich waren, insistierten reiche Farmer auf die Akzeptierung eines Honorars oder Geschenke. In den selten-

sten Fällen besaßen solche Farmer weniger als 1000 Hektaren Land mit ungefähr ebenso viel Stück Rindvieh. Einige Hacendados verfügten aber über Gebiete, welche die Fläche des Kantons Zürich decken könnten.

Als mein Gatte wieder einmal ablehnte, sagte ein Patient zu ihm: «Seien Sie nicht so blöd, Doktor, ich habe Geld wie Heu!» Die Geschenke dieser Farmer fielen so reichlich aus, daß wir davon den größten Teil unserer Lebenskosten bestreiten konnten und das Gehalt meines Gatten nur selten anzutasten brauchten. Das geringste Honorar, das Niuszko von einem Farmer als Kompensation für eine Hausvisite bekam, betrug 125 Franken, das höchste 600 Franken.

Die Rivalen

Diese mühsamen Gänge, die an Reiter und Pferde größte Anforderungen stellten, hätte mein Mann jeweils gerne seiner rivalisierenden Konkurrenz abgetreten, doch diese wurde kaum von Großgrundbesitzern herbeigezogen. Ihre Klienten rekrutierten sich hauptsächlich aus der niedrigen Volksschicht, die der Wissenschaft abhold ist, dem Aberglauben huldigt und an die Wirksamkeit der von Kurpfuschern verabreichten Salben, Getränke, Amulette und Beschwörungsformeln glaubt. Ihren Erfolg verdankten diese Quacksalber und Kurpfuscher vor allem den «malades imaginaires». Auch ein regulärer Arzt verhilft diesen zur Erleichterung ihrer vermeintlichen Krankheiten ebenso gut durch Verschreibung von Zuckerwasser wie mit einem teuren Medikament. Dort aber, wo es sich um wirklich kranke Leute handelt, kann der curandero mit getrockneten Froschaugen, um den Hals gebundenen Schlangenzähnen, Eidechsfett oder dem Blut eines bei abnehmendem Mond geschlachteten Hasen nicht nur nichts ausrichten, sondern sehr viel schaden. Der angerichtete Schaden ist umso größer, je länger die Kur dauert und eine zweckmäßige Behandlung ausbleibt. Wenn die curandero-Patienten dann – auf den Rat eines kompetenteren Mitbürgers hin – in letzter Minute, wenn bereits keine Rettung mehr möglich ist, den Arzt aufsuchen, wird zu guter Letzt von der Bevölkerung der Tod auf das Konto des Schicksals und des Wissenschafters, nicht aber auf dasjenige des Kurpfuschers gebucht. Wie kann man übrigens erwarten, daß curanderos keinen Nährboden finden in einer unterentwickelten Region, wenn sie sogar im Europa des 20. Jahrhunderts immer noch ihre Klienten haben?

Farmenkollege Dr. med. Fernández

Einmal brachte im Sommer mitten in der Nacht ein Lastwagenfahrer einen Zettel, auf dem es hieß: «Bringen Sie alle verfügbaren chirurgischen Instrumente mit und kommen Sie unverzüglich zum Hato Las Morochas – apendicitis aguda – gezeichnet Dr. Fernández.» Mein Gatte kam dieser Aufforderung sofort nach. Im Hato angelangt, stellte er fest, daß bereits alle Vorbereitungen zur Operation getroffen worden waren. Neben dem Lager des Patienten stand, nebst zwei Frauen des Gutshofes in weißen Schürzen, Farmerkollege Fernández, der Medizin so quasi als Sport studiert hatte, jedoch diesen Hungerberuf nur in Notfällen ausübte. Er empfing meinen Mann mit den Worten: «Colega cirujano, hier sind Ihre Assistenten, die Narkose habe ich im Moment verabreicht als ich den Lastwagen kommen hörte; handeln Sie raschestens, ich glaube, der Blinddarm ist bereits durchgebrochen!»

Die Operation zog sich durch die Schwere des Falles und die ungewöhnlichen Umstände lange hin. Die improvisierten Operationsschwestern hielten sich großartig. Nach gelungener Operation war der Patient noch lange nicht über dem Berg, mein Mann aber mußte ins Pueblo zurück. Dr. Fernández übernahm die weitere Pflege des Operierten und wich volle zehn Tage, bis sein Freund vollkommen außer Gefahr war, nicht vom Krankenlager.

Ungefähr ein Monat nach diesem Vorfall kam wiederum ein Bote aus dem Hato Las Morochas und bat meinen Gatten erneut um eine Krankenvisite. Als er dort ankam, fand er ein großes Gelage um verschiedene Feuerstellen herum vor. Der hacendado kam ihm in Begleitung von Dr. Fernández entgegen, lachte verschmitzt übers ganze Gesicht und sagte: «Verzeihen Sie den Scherz, Doktor, der Kranke, zu dem wir Sie gerufen haben, steht vor ihnen und ist kerngesund. Ich wollte, daß Sie am Fest, das aus dem Anlaß meiner Rückkehr unter die in vollen Zügen Lebenden gegeben wird, teilhaben.» Darauf gesellten sich die drei zu den übrigen Llaneros, aßen riesige Stücke des auf offenem Feuer zubereiteten Rindfleisches und tranken entsprechende Mengen Alkohol.

Der Schnapsteufel

Dem übermäßigen Genuß alkoholischer Getränke verdankte mein Mann eine beträchtliche Anzahl oft arg verstümmelter Kunden. Daß die Gesundheit, vor allem der armen Bergbevölkerung, bereits durch das Klima, den Hunger und die einseitige, vitamin- und mineralienarme Nahrung unterminiert war, war an sich schon traurig genug. Kaum ein Llanero erreichte das Normalgewicht. Nebst den spezifischen Tropenkrankheiten litten sie vor allem an Dysenterie und an Krankheiten, die auf Vitaminmangel zurückzuführen sind. Viele Kinder glichen wandelnden Skeletten und machten mit ihren dünnen Ärmchen und Beinchen einen erschreckenden Eindruck. Sie erkrankten an Ödemen, was weiter nicht erstaunlich war, wenn man die Ernährungsweise der Bevölkerung im allgemeinen und der Kinder im besonderen unter die Lupe nahm: schwarzer Kaffee, Reis, Platanos, Bohnen, Wurzeln wie yuca und ñame, wenig Fleisch – da dieses bei der Hitze nur wenige Stunden haltbar war – und trotz Viehzucht und Landwirtschaft fast keine Milch. Der Tageslohn eines peons, der damals zwischen sechs und acht Franken betrug, war völlig ungenügend zur Ernährung einer Familie. Dazu kam noch, daß die Frauen und Kinder dieser Taglöhner am Wochenende oft nicht einmal die Hälfte dieses Hungerlohnes zu Gesicht bekamen, weil die Männer nach Erhalt des Zahltages meistens gleich in die nächste Bar zu gehen pflegten, wo sie den Jammer ihres Daseins mit Zuckerrohrschnaps zu vergessen suchten. Weib und Kinder dieser dem Alkohol verfallenen Kreaturen weinten zuhause vor Hunger, und die Alkoholiker selbst wurden zu taumelnden Knochengerüsten.

Während bei Streitigkeiten, die bei zu starkem Alkoholgenuß an den Parties der oberen Bevölkerungsschicht ausbrechen, vor allem Kugeln gewechselt wurden, griffen die Männer der großen Masse zu Schnitt- und Stechwaffen jeden Kalibers, von der Rasierklinge über den Dolch bis zum Buschmesser. Waren die Wunden tödlich, so wurde der blutüberströmte Körper des Opfers jeweils nur noch ins Spital geschafft, damit der Arzt den Tod feststellen konnte. War aber noch ein Hauch Leben in einem Verletzten, so rief man den Arzt an Ort und Stelle des Verbrechens. Zu den unzähligen Operationen, die mein Gatte diesen «animierten» Festen zu verdanken hatte, kamen dann noch die medizinischen Begutachtungen für die Gerichtsbehörden und die periodischen Rapporte an das Ministerium.

Beim Aufstellen dieser Gutachten und Rapporte sowie bei der Zusammenstellung der Notizen über die Patienten zu Krankengeschichten konnte ich Niuszko allerdings behilflich sein. Diese Arbeit war mir sehr willkommen, konnte ich damit doch wenigstens einige Stunden täglich nutzbringend ausfüllen. Da ich weder einen regulären Haushalt zu führen, noch Kinder zu betreuen hatte, wäre sonst meine Freizeit fast unbeschränkt gewesen.

Freut Euch des Lebens!

Wenn Jimmy López am Radio jeweils den damals modernen Tanz «8 horas» sang, der den Vierundzwanzigstunden-Zyklus verheißungsvoll in acht Stunden Arbeit, acht Stunden Ruhe und acht Stunden Tanz und Vergnügen einteilte, lachten wir jedes Mal laut auf, denn für uns zählte ein solches Programm schon längst zu den Utopien. Mein Mann arbeitete oft 16 Stunden und mehr. Wenige Wochen in den Llanos hatten genügt, um seine ganzen Fettreserven aufzuzehren, so daß er sich punkto Magerkeit kaum mehr von einem alkoholisierten Llanero unterschied. Trotzdem aber nahm seine Gesundheit keinen merklichen Schaden.

Was unseren Haushalt in den Llanos anbetrifft, so sah er während unseres ganzen Aufenthaltes dort primitiver aus als der eines Sennen auf einer Alpweide. Ein Senn kann sich wenigstens aus Föhren- und Tannenholz allerlei nützliche Möbel zimmern und sich so einigermaßen häuslich einrichten, während wir Tag und Nacht mit Hängematten und Koffern auskommen mußten, denn im Dorf waren weder Holz noch Möbel aufzutreiben. Von Industrie oder Handwerk war überhaupt nicht die Spur. Die Einkünfte der Bevölkerung stammten aus den Taglöhnen der hacendados und aus dem wenigen, was der Handel einbrachte.

Läden in unserem Sinne gab es ebenso wenig wie ein Restaurant, Hotel oder einen Damenfriseur. Sogar das beste unter den Verkaufslokalen, die in einer Lehmhütte untergebrachte bodega Don Pedros, spottete jeder Beschreibung. Sie war zugleich Spezereiladen, Eisenwarenhandlung, Tuchgeschäft und Bar. Wenn ich unserem aus arepa (Brot gab es nicht) und schwarzem Kaffee bestehenden

Frühstück einen Vitaminzuschuß geben wollte und früh morgens zu Don Pedro lief, um eine Früchtekonserve zu kaufen, mußte ich meistens über mehrere Männerleiber hinüberklettern, um zum Ladentisch zu gelangen. Die am Boden liegenden Llaneros waren die an Ort und Stelle zusammengesackten Barkunden des Vorabends, die dort in unrühmlicher Position ihren Rumrausch ausschliefen.

Auch unsere Unterhaltungsmittel unterschieden sich nicht wesentlich von denen der Sennen auf der Alp. Wie diese verbrachten wir unzählige Stunden mit Kartenspielen. Die Klänge der Ziehharmonika meines Gatten, die ab und zu die Stille der Nacht durchbrachen, zogen oft Neugierige an, die sich im Vorgarten sammelten und Applaus spendeten, wenn sie Gefallen an einer Melodie gefunden hatten. Während der Stunden, zu welchen die planta eléctrica funktionierte, konnten wir auch unseren potenten Radioempfänger einstellen, der uns gestattete, Überseestationen mit großer Deutlichkeit zu hören. Weder Zeitungen noch Bücher waren zu kaufen. Allerdings brachte uns hie und da ein SAETA-Pilot einige Literatur mit.

Hin und wieder waren wir auf Hatos zu Grillparties eingeladen. Und einmal im Jahr fand die Fiesta Patronal statt, das eine Woche dauernde Fest zu Ehren des Schutzpatrons. Bei diesem Anlaß wurden Häuser und Hütten bekränzt. Ein gradliniger Straßenzug wurde mit Bambus umzäunt und auf allen Seiten abgesperrt. Dort fand ein Stierkampf statt, der punkto Grausamkeit die in Spanien üblichen Stierkämpfe weit unterbietet; der Toreador ist zu Fuß und der Stier wird mit Stichwaffen getötet. Daneben gibt es einen Geschicklichkeitswettstreit zwischen berittenen Llaneros und Stieren. Hoch zu Roß jagen die Llaneros hinter den aus einem Gehege freigelassenen Stieren her, packen sie am Schwanz, rennen parallel zu diesen, jedoch schneller, weiter und werfen sie mit einer heftigen ruckartigen Bewegung zu Boden. Dabei werden sie begleitet von den Klängen einer Blechmusik und den Zurufen der begeisterten Zuschauer. Das Spiel verlangt vom Reiter sehr viel Wendigkeit und ist nicht ungefährlich für ihn. Der Llanero, der am meisten Stiere zu Boden bringen konnte, wird zum Sieger erkoren. Nach Beendigung dieser Wettstreite verlegt sich das Fest in die verschiedenen Häuser, wo geschmaust, getrunken und getanzt wird zum Rhythmus von Gitarren, Cuartas, Harfen und Maracas. Diese interessanten Feste brachten zwar immer eine willkommene Abwechslung in unser eintöniges Dasein, doch blieben leider auch die zusätzlichen Patienten in Form verwundeter coleadores und Verletzter des «Waffenaustausches» der nachfolgenden Feste selten aus.

Für das Fehlen vieler Einrichtungen und Vorteile der zivilisierten Welt enschädigte uns die herrliche Natur. Zum Schönsten, das uns die Llanos boten, gehörten die wunderschönen, farbenprächtigen Sonnenauf- und Untergänge. Jeden Tag erneut erfreuten wir uns des großartigen Schauspiels, für das es sich lohnte, alles liegen zu lassen und auch bei tiefem Schlamm bis an den Rand des Dorfes zu waten, um es in aller Stille und Andacht genießen zu können. Zu beobachten, wie der feurige Ball langsam am Horizont auf- oder niedergeht, zu erleben, wie morgens nach und nach Farbe und Leben in die Natur kommt, und wie abends, nachdem die letzten Strahlen dem Himmel eine rotviolette Färbung verliehen haben, alles plötzlich in tiefes Grau versinkt, dafür allein hätte sich unser Aufenthalt in den Llanos gelohnt.

Alles hat ein Ende

So wie unsere Auswanderung aus Europa vor allem auf einem politischen Motiv basiert war, so beendigte ein innerer politischer Umsturz die Tätigkeit meines Mannes als Landarzt in den Llanos. Eines Tages mußte die durch Volksabstimmung gewählte Linksregierung einer Militärdiktatur weichen. Als Folge dieses Regierungswechsels wurden sämtliche besseren Posten durch Anhänger, Mitglieder und Freunde der ans Ruder gekommenen Clique neu besetzt und die alten Beamten herausgefegt. Daß sich mein Gatte als Angehöriger der Elite eines osteuropäischen Staates ausgerechnet unter einer Linksregierung hatte halten können, um dann von der Rechten liquidiert zu werden, empfanden wir als besonders ulkig. Doch mein Mann vertauschte seine Tätigkeit als Landarzt nicht ungern mit Forschungsarbeit in einem medizinischen Institut der Hauptstadt.

Trotz aller Handicaps haben wir aber unseren Aufenthalt in den Llanos nie bereut. Er hatte meinem Gatten zwar wissenschaftlich keinen Fortschritt gebracht, ihn aber gelehrt, wie man mit primitiven Mitteln und unter ungünstigsten Umständen der kranken Bevölkerung Heilung und Rettung bringen kann.